



Werner Heiduczek

ESSAYS

**JEDER IST
SICH SELBST
DER
FERNSTE**

Plöttner Verlag
|| ||| | |||

Werner Heiduzcek
Jeder ist sich selbst der Fernste

Spaßgesellschaft und Tod

Neudeutsch müsste es heißen: Fungesellschaft und Tod.

Wie auch immer. Ich glaube, es liegt jedwedem politischen System inne, den Menschen, die, gewollt oder ungewollt, darin leben, weiszumachen, es gäbe nichts Besseres als eben diese Ordnung, sei sie auch noch so unvollkommen. Das mag in dem Bedürfnis der jeweils Regierenden begründet sein, ihre Leistung ins rechte Licht zu stellen, ebenso wie ihre angeblich dienende Haltung dem Volke gegenüber, dem sie vorstehen.

Ich habe mehr als sieben Jahrzehnte hinter mich gebracht. Während dieser Zeit gab es in Deutschland die Weimarer Republik, den Faschismus, die vier Besatzungszonen, in Ostdeutschland die antifaschistisch-demokratische Ordnung bis hin zum real existierenden Sozialismus, in Westdeutschland das Wirtschaftswunderland bis hin zur sozialen Marktwirtschaft, und nun bin ich Bundesbürger im wieder vereinigten Deutschland.

Immer habe ich gehofft, dem Gral ein Stückchen nähergekommen zu sein. Als Fazit bleibt die Erkenntnis: Den Gral gibt es gar nicht, nur eine Gaukelei. Ohne diese Gaukelei jedoch würde der Mensch zerbrechen. Der blinde Faust stirbt als Betrogener, aber er stirbt glücklich. Das alles hört sich schrecklich nihilistisch an. Aber so komisch es klingt, ich empfinde mich nicht als Nihilist, eher als Getrösteter, denn ich sage mir: Was sind sieben Jahrzehnte Leben gegenüber einer Unendlichkeit an Zeit, die dahingegangen ist und die noch wartet.

Der Homo sapiens ist immer noch im Zustand des tumben Toren. Er vermag die Kleider zu verändern, die Häuser, die Gesetze. Er kann sich klonen, aber herauskommen wird immer wieder nur ein Homo sapiens. Ich muss an Bloch denken – hier in Leipzig sagte er zu seinen Studenten: Sie haben Vorlesungen bei einem Philosophen, nicht bei einem Philosophie-Professor!

Es war einmal in der DDR, da gab es eine Fernsehserie, die hieß »Meister Falk«.

Falk war Meister in einer sozialistischen Brigade. Besetzt war die Rolle mit Wolf Kaiser. Eine seiner Glanzrollen war Mackie Messer in Brechts »Dreigroschenoper« am Berliner Ensemble.

Persönlich kennen gelernt habe ich Wolf Kaiser in einer kleinen Zweigstelle des Regierungskrankenhauses in Bernburg. Ich lag dort nach einer Subarachnealblutung, die während einer offiziellen Vortragsreise 1974 in Bulgarien aufgetreten war. Auf der gleichen Station lag Wolfs damalige Frau. Sie war etwa dreißig Jahre jünger als er und hatte wohl einige psychische Probleme mit dieser ehelichen Verbindung. Wolf Kaiser kam jedes Wochenende von Berlin nach Bernburg und war ein hofierter Besucher. Was aus den beiden geworden ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass Wolf Kaiser Jahre später die DDR verließ, und wiederum Jahre später in der Bundesrepublik seinem Leben ein Ende setzte. Wenn ich nicht falsch informiert bin, sprang er aus dem Fenster.

Und nun zurück zu »Meister Falk«.

Es war jene Kunstepoche in der DDR, wo allen Ernstes führende Politiker und die ihnen zum Munde redenden Theoretiker die Meinung vertraten, im fortgeschrittenen Sozialismus gäbe es lediglich nur noch einen Konflikt zwischen Gut und Besser. Um diese These zu belegen, strahlte das staatliche Fernsehen eben die Serie »Meister Falk« aus. Mitglieder der Brigade hatten hier und da einige individuelle Problemchen, aber das sozialistische Kollektiv unter Führung von Meister Falk brachte alles zu einem guten Ende. Am Schluss jedes Films herrschten Frohsinn, Entspannung und Glückheit. (Stoßen Sie sich nicht an dieser Vokabel. Ich habe sie von einem Ausländer, und denen gelingen manchmal Wortschöpfungen, die treffender sind als jedes korrekte deutsche Wort).

Natürlich wurden für die »Meister Falk«-Serie Nationalpreise vergeben. Der Texter erhielt einen, es war Benito Wogatzki, der

Regisseur, seinen Namen weiß ich nicht mehr, und Wolf Kaiser erhielt einen.

Der real existierende Sozialismus ist zusammengebrochen und Wolf Kaiser sprang aus dem Fenster. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Aber die Wahrheit des Lebens hat bisher noch jeden eingeholt, selbst den, der im Selbstbetrug gestorben ist.

Die Nähe des Todes habe ich bereits als Zehnjähriger erfahren. Mein verstorbener Bruder lag drei Tage lang in einem offenen Sarg in der guten Stube unserer Wohnung. Es war ein sehr warmer September, und wir mussten Räucherhütchen anzünden, um den zunehmenden Verwesungsgeruch zu mildern. Vielleicht hat diese frühe Kindheitserfahrung dazu beigetragen, dass ich Zeit meines Lebens in mir das Bedürfnis verspürte, mich mit dem Tod auseinanderzusetzen.

Es kam der Krieg, und zu ihm gehörten Jessenins Verse:

»Sterben ist in diesem Leben ja nicht neu,

Leben freilich, das ist auch nicht neuer«

Gegen diese bedrückenden Verse hat Majakowski seiner Zeit lebensbejahende gesetzt. Der Optimismus hat ihm nicht geholfen. Gut vier Jahre später hat er sich erschossen.

Ein kluger Franzose hat einmal gesagt: Die Tragik des Alters ist das Überleben.

Die bittere Wahrheit dieser Worte habe ich innerhalb von vier Jahren erfahren.

Ich überlebte meine jüngste Tochter, die in Berlin im Klinikum Buch als Ärztin arbeitete und, wie es in Fachkreisen heißt, einen geglückten Suizid unternahm.

Ich überlebte meine Frau, die den Verlust der Tochter nicht verkraftete und ihrem Krebsleiden keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte.

Ich überlebte meinen Bruder, der am Abend wie gewöhnlich seinen Markgräfler Wein trank und des Morgens nicht mehr er-

wachte. Ein Tod, um den ich ihn beneide. Ich überlebte gerade in jüngster Zeit viele Schriftsteller-Kollegen oder beobachtete deren zunehmenden Verfall.

Das alles erzähle ich ohne jede Larmoyanz. Ich will nur die Dummheit verdeutlichen, die in solchen »Meister Falk«-Geschichten produziert wird.

Heute sagt man nicht »Meister Falk«, heute sagt man: positiv denken, oder man sagt: Leben ist lachen, eben Spaßgesellschaft. Die Werbespots sind ausgerichtet auf Konsumenten zwischen 14 und 49. Was darüber ist, gilt als verschlissen.

Man ist versucht, mit Hutten auszurufen: O Jahrhundert, O Wissenschaft, es ist eine Lust zu leben!

Aber Hutten starb, von allen verlassen, mit 35 Jahren an Syphilis auf der Insel Ufenau im Züricher See.

Ich sagte doch, die Wahrheit des Lebens hat bisher noch jeden eingeholt.

Allerdings haben Irrtümer und Täuschungen auch ihren Sinn.

Der dümmliche Optimismus jener »Meister Falk«-Geschichten zum Beispiel provozierte mich, das Märchen vom »Verschenkten Weinen« zu schreiben. Was, so dachte ich, was wird aus einem Menschen, der dem Glauben anhängt, das vollkommene Glück zu besitzen, Leid gäbe es für ihn nicht. Ein Mädchen verschenkt ihre Tränen in dem guten Glauben, sie nicht zu brauchen, weil sie ja liebt und geliebt wird. Ihrem blinden Geliebten aber kann mit Hilfe ihrer Tränen das Augenlicht zurückgegeben werden. Das Mädchen hat ein gutes Herz. Und obwohl der Hirnchirurg sie warnt – er könne ihr die Tränen nehmen, aber nicht wiedergeben – beharrt sie auf der Transplantation. Alles hat seinen Preis und jedes Märchen hat seinen Haken. Die Operation gelingt, jedoch das Glück des Paares geht verloren, denn nur der kann Glück empfinden, der um den Schmerz weiß. Zum Lachen gehört das Weinen, zum Geborenwerden der Tod.

Das ist leicht hing gesagt. Wie ja so vieles leicht hing gesagt ist. Als ich vom Begräbnis meiner Frau zurückkam, sagte eine promovierte Philosophie-Dozentin zu mir: »Na, hast du alles hinter Dir. Da kannst du ja neu durchstarten.«

Da waren mir jene Leute noch lieber, die aus Furcht vor einem Gespräch mit mir die Straßenseite wechselten, wenn sie mich auf sich zukommen sahen.

Ich musste mir auch solche aufmunternden Worte anhören wie: »Ich drück dir die Daumen«, oder »Kopf hoch«.

Ich weiß, ich weiß, das alles ist Ausdruck von Hilflosigkeit. Aber eben diese Hilflosigkeit gegenüber einem entscheidenden Teil unserer Existenz erschreckt mich.

Niemandem kann zugemutet werden, sich unentwegt mit dem Tod auseinanderzusetzen. Der behandelnde Arzt kann es nicht, das Pflegepersonal nicht, der engste Angehörige nicht. »Ein erschöpfter Pfleger ist ein schlechter Pfleger.« Mein Bruder, er war Arzt, hat das während der Telefongespräche immer wieder mal zu meiner kranken Frau gesagt. Und sie hat es mir gesagt. Eine solche Offenheit zwischen uns war möglich, weil wir das Unausweichliche nicht verdrängt haben. Der Tod war uns nicht Gevatter, er war uns nicht Freund, er war uns nicht Schlafes Bruder, er war für uns eine brutale Gewissheit, trotz allen Hoffens auf ein Wunder, einer Spontanheilung.

Irgendwo und irgendwann habe ich geschrieben: Niemandem bleibt eine zunehmende Einsamkeit erspart. Der Unterschied besteht allein darin, dass der eine darauf vorbereitet ist, der andere nicht. Die größte Einsamkeit ist nun mal der Tod. Jeder stirbt seinen, und jeder stirbt ihn ganz allein für sich. In den Tagebuchnotizen von Cesare Pavese las ich die Verse:

All is the same.
Time has gone by.

Some day you came.
Some day you'll die.

Und Heiner Müller schrieb zwei Monate vor seinem Tod die Notiz 409. Darin heißt es:

Das letzte Abenteuer ist der Tod.

Er ist der Blick in die Gräber –

Das vorläufige Grab der Utopie (und) die Gewissheit in den Augen der Ärzte.

Ich habe in den letzten Monaten zahlreiche Bücher und Notate über das Sterben gelesen, über das älter werden, den Suizid, über passive oder aktive Sterbehilfe. Ob nun Epikur oder Schopenhauer. Nietzsche oder Simone de Beauvoir – schaut man hinter ihre Sätze, so entdeckt man versteckt hinter Logik und Tiefsinn, nüchterner Betrachtung und feinfühligem Formulierungen eine überdeckte Hilflosigkeit.

Was fange ich zum Beispiel mit einer solchen Passage Epikurs aus seinem Brief an Menoikeus an:

»So ist also der Tod, das schrecklichste der Übel, für uns ein Nichts: Solange wir da sind, ist er nicht da, und wenn er da ist, sind wir nicht mehr. Folglich betrifft er weder die Lebenden noch die Gestorbenen, denn wo jene sind, ist er nicht, und diese sind ja überhaupt nicht mehr da.«

Logik ist das eine – sterben das andere.

Das Herandenken an den Tod ist immer etwas Subjektives. Und wie alles Subjektive abhängig vom jeweiligen psychischen Zustand des Betrachtenden. Manchmal ist es ein Singen im dunklen Wald, die Stimme der Angst soll übertönt werden. Ich würde meinen, dass auch der besessenste Forschersinn nicht frei ist von dieser Angst. So erzählt man zum Beispiel von einem Arzt, der anlässlich einer sehr schweren Krankheit »bis vor die Tore

des Todes« gelangte. Gewissenhaft beobachtete er das allmähliche Schwinden seiner Wahrnehmungsfähigkeit: »Sie verschwanden eine nach der anderen, zuerst der Tastsinn, dann der Gesichtssinn, dann der Geschmack, dann der Geruch. Nur das Gehör bestand weiter, sogar verstärkt –

Über Pawlow hinwiederum wird erzählt, er hätte sein Sterben verfolgt und dem Sekretär Einzelheiten seines Befindens diktiert. Anlässlich einer Störung sagt der Diener zum Anklopfenden: Pawlow ist beschäftigt – Pawlow stirbt.«

Die Pointe ist so gut gesetzt, dass sie schon wieder die Legende verrät.

Ich weiß nicht, ob derjenige glücklicher dran ist, der an ein Weiterexistieren nach dem Tod glaubt, oder derjenige, der überzeugt ist, dass, um noch einmal Heiner Müller zu zitieren, der Tod das letzte Abenteuer ist. Aus. Vorbei. Nichts.

In Kalkutta besuchte ich ein Burning Gate. Es war in einem Slumviertel der Höllenstadt. Und so sah auch die Verbrennungsstätte aus. Mit meinen dreckigen Jeans setzte ich mich auf die dreckige Erde und wartete. Es dauerte nicht lange, da hörte ich von der Straße Rasseln und Trommeln und Gesang. Ich dachte, es käme ein Hochzeitszug, aber man trug eine verhutzelte alte Frau zum Verbrennungsort, schichtete trockenes Geäst auf und legte die Tote darauf. Nein, zuvor ließ man sich mit der Verstorbenen fotografieren, wobei jeder der Akteure (als solche kamen mir die Angehörigen vor), darauf bedacht war, die günstigste Position bei der Toten einzunehmen.

Der Glaube der Inder an ein Nirwana, das am Ende zahlloser Wandlungen auf den Erlösten wartet, bestimmt ihre Haltung zum Tod. Wir hier im Abendland sind da weniger frei.

Nach dem Tod meines ältesten Bruders besuchte ich Sonntag für Sonntag mit meinen Eltern sein Grab. Möglicherweise rührt daher mein Bedürfnis, in jedem Land, in dem ich mich aufhalte,

auch einen Friedhof aufzusuchen. Die Gräber erzählen manches über die Menschen dort, was in keinem Reiseführer steht. In Bombay kann man den Tower of Silence sehen, wo die Parsen die Toten den Vögeln überlassen. Etliche Kilometer von Ulan Bator entfernt liegen ziemlich wild verstreute Feldsteine, auf dem einen und dem anderen ein verblichenes Foto des Toten. Man hat den Eindruck, der Tote ist tot, das Leben geht weiter. Ich hatte einige Mühe, meine Dolmetscherin davon zu überzeugen, dass ich den Friedhof besuchen wollte. Ich weiß nicht, ob ihr der Zustand der Begräbnisstätte peinlich war oder sie einfach den Toten dort nicht begegnen wollte.

In Prag muss man den jüdischen Friedhof gesehen haben, um die Mentalität der Juden und ihre Geschichte zu begreifen. Mit meiner Frau – die tödliche Krankheit steckte schon in ihr, wir wussten es nicht – legten wir einen kleinen Stein auf einen der schiefstehenden Grabsteine. Und wenn ich heute ihre Grabstätte aufsuche, lege ich gleichfalls einen kleinen Stein auf ihren Grabhügel. Es ließe sich eine Kulturgeschichte der Friedhöfe schreiben. Vielleicht ist das längst geschehen, ich weiß es nur nicht. Ich will nur noch meinen Besuch des Heine-Grabes auf dem Montmartre erwähnen, weil ich dort erfuhr, dass das Dahingegangene nicht nur Melancholie, sondern auch Heiterkeit haben kann. Heine hat ja bekanntlich seine eigenen Grabverse verfaßt. »Wo wird einst des Wanderns Müden/letzte Ruhestätte sein/unter Palmen in dem Süden/unter Eichen an dem Rhein« usw. Kurz vor mir muss dort ein durch die verschiedensten Etappen des Lebens gewanderter Mensch gewesen sein. Jedenfalls lag zwischen den vielen Blumen ein Zettel, und auf dem stand mit einem Bleistift, im Rhythmus und der Melodie der Heine-Verse hingekritzelt:

Und da liegt der alte Heine,
Fern der Wüste, fern dem Sand.

Kam zur Ruhe nicht am Rheine,
War zu rot fürs Vaterland.

Überhaupt kann man manch Spaßiges auf Friedhöfen finden.
Und weil das Thema des Abends Spaßgesellschaft und Tod heißt,
will ich noch zwei Grabinschriften zitieren:

Hier ruht der Doktor Meier,
Er starb im Suff bei einer Feier,
Wanderer, weile nicht so lange hier,
Sonst steht er auf und säuft mit Dir!

Hier ruht mein Arzt, Herr Grimm,
Und, die er heilte, neben ihm.

Sie sehen, auch das gehört zum Tod.

Tod und Sterben haben auch immer etwas mit Ästhetik zu tun.
In den zwanziger Jahren und danach erregte die Totenmaske der
»Unbekannten aus der Seine« bei jungen Intellektuellen einiges
Aufsehen. Auf die erste Seite seines Tagebuchs hat mein verstor-
bener Bruder ein Foto dieses Mädchens geklebt und darunter ge-
schrieben: »Das Glück der Seligkeit – die stumme Weihe des zar-
ten, keuschen Gesichtes hüllt mich ein in ihren weißen Schleier
und entführt mich der Welt, --- der kalten, --- trüben –,«

Er schrieb diese Zeilen in Hindenburg am 1. September 1934,
da stand sein 17. Geburtstag bevor.

Er war einer Fälschung zum Opfer gefallen – Tote lächeln
nicht so rein und keusch – schon gar nicht Ertrunkene. Auch
mit dem Tod lassen sich Geschäfte machen. Sie brauchen nur an
den starken Wettbewerb der Bestattungsindustrie denken und an
die Gesichter der Angestellten. Sie spielen ihre Rolle mehr oder
weniger gut und schlecht. Die Realität zeigt sich anders.

Als ich am zweiten Weihnachtsfeiertag 1996 in einer Berliner Klinik am Bett meiner im Koma liegenden jüngsten Tochter stand, ihr Körper war mit Apparaten verkabelt, erinnerte mich ihr Gesicht an das der »Unbekannten aus der Seine«. Die Schwestern hatten ihre Lippen und geschlossenen Augenlider gekremt und das Haar zu einem kleinen Zopf gebunden. Das laute schmerzvolle Weinen meiner Frau und meiner zweiten Tochter störte mich, obwohl ich ihr Klagen verstand, aber ich kannte Yana als eine rastlos Umhergetriebene, als eine, die nirgendwo und bei niemandem Ruhe finden konnte, im Privaten eher zum Zerstören neigte als zum harmonischen Beisammensein. Der Urgrund ihrer Seele jedoch war Gutsein und der lag plötzlich unverhüllt frei. »Das Glück der Seligkeit« hatte mein Bruder unter das Foto der »Unbekannten aus der Seine« geschrieben. Und mir wurde plötzlich bewusst, dass in jedem Menschen mindestens zwei Leben existieren: eines, das die Menschen wahrnehmen und eines das unter dem vielen Schutt verschüttet existiert. Manchmal geschieht es, dass der Tod allen Schutt beiseite räumt, und den anderen das wahre Gesicht des Verstorbenen zeigt.

Auf andere Weise erfuhr ich die Ästhetik des Sterbens bei meiner Frau. Ihr Charakter war dem meiner Tochter völlig entgegengesetzt. Sie besaß die Begabung, die nur wenigen geschenkt ist: die Begabung lieben zu können. Eine solche Fähigkeit wird nicht mit weniger Schmerz und schlaflosen Nächten bezahlt wie die Fähigkeit, schreiben oder malen oder komponieren zu können. Diese Einsicht habe ich erst sehr spät gewonnen, fast zu spät, sonst hätte ich ihr manches Leid ersparen können. Manchmal wäre es tröstend, wenn Tote für eine Viertelstunde zurückkehren könnten, um ihnen zu sagen, was schon lange zuvor hätte gesagt werden müssen. Aber die Toten hören nichts und sind stumm. Eschenbach beschreibt in seinem »Parzival« sehr zwingend das Schicksal der Sigune, die nach dem Verlust ihres Mannes nur dem Toten lebt: »Bei allem, was du tust, bedenke eins«, mahnt

Parzival seine Base, »der Jammer macht das Tote nicht lebendig, er tötet mit der Zeit dich selbst.« Und so geschieht es auch. Parzival kann am Ende nur konstatieren: »Der Tote war ihr teurer als der Lebende, wie viel Torheit gibt es in der Welt«

Der körperliche und zuletzt geistige Verfall eines nahestehenden Menschen ist für den engsten Angehörigen schwer durchzustehen. Ich will hier nicht ins Detail gehen, nur vom letzten Tag berichten, den ich am Bett meiner Frau zubrachte. Sie lag auf der Palliativstation des Elisabeth-Krankenhauses in Leipzig. Zweimal zuvor hatten wir es geschafft, dass sie für einige Wochen wieder nach Haus kommen konnte. Als ich sie zum dritten Mal hinbringen musste, war uns beiden bewusst, dass sie die Station lebend nicht mehr verlassen wird. Der ihr vertraute Arzt hatte in diesem Fall größere Hoffnung als wir. Nicht dass er versuchte, uns etwas vorzumachen, er glaubte es wirklich, denn immer, wenn er sich mit meiner Frau unterhielt, zeigte sie sich konzentriert und in gewisser Weise heiter. Als ich ihm während eines Gespräches auf dem Flur sagte, die hohen Morphium Dosen äußerten sich bereits in zeitweiligen Irritationen, erwiderte er, das könne er nicht bestätigen. Er hatte recht, wie sollte er wissen, dass er von der Patientin nahezu perfekt getäuscht wurde, wie auch jeder Besucher getäuscht wurde. Waren wir wieder allein, war auch der Adrenalinstoß vorbei, meine Frau fiel in sich zusammen, schlief ein und ich ließ sie schlafen.

Etwa zehn Tage vor diesem letzten Tag kam es zwischen uns zu folgendem Gespräch:

Sie: Was machen wir nun?

Ich: Ich mache alles so, wie du es willst.

Sie: Was machst du denn?

Ich: Ich lasse mich verbrennen.

Sie: Dann lasse ich mich auch verbrennen.

Es war das letzte Mal, dass wir einige Schritte auf dem Flur des Krankenhauses gemeinsam gehen konnten. Sie wollte ins Bett, und ich brachte sie in ihr Zimmer. Über den Tod mussten wir nicht mehr sprechen. Es war alles gesagt.

Der Verfall kam zusehends. Am letzten Tag trat das auf, was man das Todesrasseln nennt. Es ging Stunde um Stunde. Ich weiß nicht, was die Sterbende noch von der Umwelt mitbekam. Ich bilde mir ein – nichts. Aber das mag nicht stimmen. Ich hatte meine Tochter Kerstin kommen lassen, und sie setzte sich zu meiner Frau ins Bett und hielt sie, wie man ein Kind hält, wenn es Trost braucht. Der Mund der Sterbenden war verzerrt, das Gesicht schief. Ich wagte nicht, meine Frau zu berühren, denn ich wusste, es war für sie unerträglich, mich allein zurücklassen zu müssen. Halte ich ihre Hand, dachte ich, nimmt ihr Kampf kein Ende. So saß ich nah an ihrem Bett, sah in das schiefe, vom Totenkampf gezeichnete Gesicht und sagte unentwegt nur den einen Satz: Lass los! Lass los! Ich wollte nicht, dass sie weiter leidet.

Nur wer Derartiges durchlebt hat, weiß, dass in der heftigen Ablehnung einer aktiven Sterbehilfe ein gerüttelt Maß an Heuchelei steckt. Zwischen der Gefühlswelt eines Betrachters und der Gefühlswelt eines Getroffenen klaffen Welten.

So, wie Kerstin meine sterbende Frau im Arm hielt, so hatte zwölf Jahre zuvor meine Frau ihre Mutter im Arm gehalten. Und die 86-Jährige hatte mit klarem Bewusstsein gesagt: Jetzt bin ich dein Kind.

Der Hausarzt hatte meiner Frau zwei Zäpfchen in die Hand gegeben mit dem Hinweis, das eine Zäpfchen sei ein Schmerzmittel, aber es würde die Schmerzen kaum lindern, das andere würde zwar die Schmerzen nehmen, aber es hätte entsprechende Nebenwirkungen. Welcher Art Nebenwirkungen sagte er nicht. Er ging und überließ die Entscheidung meiner Frau. Soll ich dem

Mann Vorwürfe machen? Was blieb ihm bei der Gesetzeslage in unserem Land anderes übrig?

Aber da stand meine Frau mit den zwei Zäpfchen in der Hand nun da, musste sich entscheiden, und niemand konnte ihr raten. Das einzige, was ihr blieb, war, mit der Mutter darüber zu reden. Sie sagte der Sterbenden, dass sie es mit der milden Arznei versuchen wolle, und die Mutter antwortete: »Du willst doch nicht mein Mörder sein.« Bei Gott, das wollte meine Frau wahrlich nicht, dafür liebte sie ihre Mutter viel zu sehr. Aber das Zäpfchen zeigte keinerlei Wirkung. Die Schmerzen der Kranken wurden unerträglich, alle Kraft war aufgebraucht, und sie verlor das Bewusstsein. Da entschied sich meine Frau für das zweite Zäpfchen. Die Mutter starb still in ihren Armen.

Gott, sagt man, kann doch einen Menschen nicht so leiden lassen. Doch, er kann es, und er tut es.

Nun war der Tag gekommen, wo es meiner Frau erging, wie es ihrer Mutter ergangen war. Die Tochter hielt sie im Arm, ich saß am Bett, sagte unentwegt diesen blöden Satz und ein Pfleger und eine junge Schwester waren im Zweifel, ob sie der mit dem Tod ringenden mit einer starken Beruhigungsspritze helfen sollten oder nicht. »Ich habe damit kein Problem«, sagte der junge Mann. Aber zuletzt scheuten sie doch davor zurück, die Entscheidung zu übernehmen. Sie riefen den Stationsarzt zu Hause an, und der gab sein Plazet.

Es war eine gute Entscheidung. Nach einer halben Stunde hörte das Rasseln auf, der Atem ging ruhig, das Gesicht war entkrampft.

In der Nacht darauf starb meine Frau. Es war ein Sonntag, an einem Sonntag war sie auch geboren wurden.

Die Tragik des Alters ist das Überleben. Ich wiederhole diesen Satz. Es gibt kein neues Durchstarten. Man ist nur um eine Erfah-

rung reicher, aber auch um eine Angst reicher. Und wenn ich einmal geschrieben habe: »Niemandem bleibt eine zunehmende Einsamkeit erspart. Der Unterschied besteht allein darin, dass der eine darauf vorbereitet ist, der andere nicht.« So habe ich diese Zeilen geschrieben, ohne die Einsamkeit überhaupt in ihrer Schwere zu kennen. Ich kann noch so sehr auf die Einsamkeit vorbereitet sein, wenn sie denn da ist, gibt es viele Worte, aber kaum Trost.

Spaßgesellschaft und Tod – Wir haben dem heutigen Themenabend schon Monate vor dem 11. September, jenem Tag, an dem in New York die beiden Türme des World Trade Centers durch einen Terrorakt zerstört wurden und etwa 3.000 Menschen ums Leben kamen, wir haben schon lange vorher dem Abend diesen Namen gegeben. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, braucht nicht so extreme Ereignisse, um wachgerüttelt zu werden. Zur Zeit wird von maßgeblichen Leuten erklärt, nach dieser Katastrophe sei nichts mehr so wie vorher, und im gleichen Atemzug reden dieselben Leute von Schurkenstaaten und guten Staaten. Was, so frage ich mich, was um Himmels willen ist denn da anders geworden. Zu Zeiten der DDR wurde Mahnern das Maul mit dem Schlagwort vom Antisowjetismus gestopft, heute erfahre ich ähnliches mit dem Schlagwort Antiamerikanismus. Polarisierung hat schon immer Zerstörung zur Folge gehabt.

Wenn Cesare Pavese schreibt:

All is the same,
Time has gone by,
Some day you came,
Some day you'll die.

So gilt das nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch für Staaten und Kulturen. Die Perser waren mächtig, die Griechen waren mächtig. Mazedonien war mächtig, die Mongolen

waren mächtig, die Türken waren mächtig. Spanien war mächtig und die Niederlande und Schweden und Habsburg. Bei dieser Aufzählung fällt mir Marlene Dietrich ein und ihr Song: »Sag mir, wo die Blumen sind – wann wird man je verstehn.« Der Mensch kann Vokabeln lernen, mathematische Formeln, Tanzschritte und theatralische Gesten. Erfahrungen kann er nicht lernen, er muss sie durchleben.

Merkwürdig, sehe ich mir unsere westliche Welt an, fällt mir immer das sterbende Rom ein.

Übrigens, die Börse hat bereits wieder bei ihren Indizes den Stand erreicht, zum Teil überschritten, den sie vor dem 11. September hatte.

Wenn ich vom Tod und vom Sterben spreche, spreche ich ausschließlich von dem, was ich subjektiv erfahren habe. Und ich habe erfahren, dass mit dem verlogenen Begriff der Spaßgesellschaft ein Übermaß an Kummer und Leid und Schmerz übertönt wird mit einem verlogenen Lachen.

Ich wiederhole noch einmal: Die Kraft eines Menschen reicht nicht aus, sich unentwegt mit dem Tod auseinanderzusetzen. Er muss verdrängen, und er muss vergessen. Aber er muss auch wissen, dass er nicht schweigen darf, wenn die Zeit gekommen ist, wo er sprechen muss.

Als sich bei meinem Schwager zwei Jahre nach einer Lungenoperation Hirnmetastasen zeigten, nahm er uns das Versprechen ab, seiner Frau den Ernst der Situation zu verheimlichen. Eigentlich sollte der Gesunde den Kranken umsorgen, auch seelisch. Aber in unserer Gesellschaft herrscht nicht selten eine verkehrte Welt. Auch das habe ich beobachtet. Der Todgeweihte ist bemüht, den Partner zu schonen und der Partner den Todgeweihten. So belügen sie einander oder schweigen sich an und machen damit alles noch viel schlimmer.

Es ist schwer, das richtige Maß zu finden zwischen Offenheit und schonender Lüge. Jeder Charakter und jede Beziehung zwischen zwei Menschen ist unterschiedlich. So gibt es keine absoluten Regeln für den Umgang miteinander.

Für gewöhnlich herrscht auch heute noch die Meinung vor, wenn ein naher Angehöriger den Sterbenden im Krankenhaus belässt und nicht mit nach Haus nimmt, so sei er herzlos und egoistisch. Dazu zwei bedenkenswerte Beispiele:

Mein Cousin war an Zungenkrebs erkrankt. Seine Mutter hatte zwei Jahre zuvor ihren Mann an Lungenkrebs verloren, nun das. Die Wohnverhältnisse waren beengt, die Toilette auf dem Hof. Hilfe fand die alte Frau nur bedingt. Am Ende war sie so erschöpft, dass sie den Tod des Sohnes herbeiwünschte. Sie machte daraus kein Geheimnis, und als ich sie so sprechen hörte, erschrak ich. Erst einige Zeit später begriff ich, dass nicht nur die körperliche, sondern auch die seelische Kraft der Frau aufgebraucht war. Eigentlich wünschte sie nicht dem Sohn den Tod sondern sich selbst.

Ein weiterer Fall:

Ein Ehepaar, beide Anfang 50 bauten nach der Wende ein Haus. Er war Ingenieur, sie selbständige Geschäftsfrau. Die wirtschaftliche Lage war gut, so dass sie einen zweiten Laden eröffneten. Der Mann kündigte seine Arbeitsstelle und ließ sich von seiner Frau in der Firma beschäftigen. Das Haus war im wesentlichen gerichtet, der Garten auch, der Mann hatte goldene Hände, erledigte auch alle buchhalterischen Dinge. Da wurde bei ihm ein Hirntumor diagnostiziert. Es war einer jener Hirntumore, die sich durch eine Operation leicht entfernen lassen, aber in kurzer Zeit bedrohlich nachwachsen. Nach ärztlichem Ermessen hatte er eine Lebenserwartung von einem Jahr. Natürlich hofft man nach erfolgreicher Operation und sichtlicher Besserung des Befindens, dass es in diesem Fall nicht so kommen würde. Aber die Ärzte be-

hielten recht. Die letzten Wochen pflegte die Frau ihren Mann zu Haus. Sie tat es gern, denn in fünfunddreißig Jahren Ehe hatten beide alles gemeinsam aufgebaut. Aber die Krankheit veränderte den Mann in einer Weise, dass die Frau mit Erschrecken feststellte, dass er ein anderer wurde. Schmerzen litt er nicht, aber ihn interessierte seine Umwelt kaum noch, er aß und aß, wurde schwerer und schwerer, musste zur Toilette gebracht werden, konnte sich danach nicht mehr selbst säubern. Der fleißige, fürsorgliche, umsichtige Ehepartner wandelte sich geistig zu einem Kleinkind mit einem körperlichen Gewicht von zwei Zentnern. Und hatte er einst auf Etikette geachtet, so griff er jetzt mit den Fingern nach der Butter und steckte sich diese in den Mund. Natürlich kamen Leute, um zu helfen. Aber sie gingen nach einiger Zeit wieder. Die Last blieb bei der Frau und ihre Nerven wurden immer dünner, so dünn, dass sie ihn mahnte und sogar beschimpfte. Jetzt, da er tot ist, leidet sie darunter. Ich glaube, sie wird Zeit ihres Lebens nicht frei kommen von einem Gefühl der Schuld ihrem Mann gegenüber. Sie erinnert mich an Sigune, die sich am Tod ihres Mannes schuldig fühlt und deswegen sinnlos dem Toten lebt.

Die Forderung, einen Schwerstkranken zu Haus sterben zu lassen, hat ihre Berechtigung, aber nur bedingt. Das Sterben auf einer Palliativstation kann humaner sein als jede noch so gut gemeinte aber unvollkommene Pflege zu Haus. Ich spreche nicht von einer Krankenhausstation, wo der Sterbende in eine Besenkammer geschoben wird. Ich spreche von einer Palliativstation, die das verwirklicht, was ich unter Zuwendungsmedizin verstehe.

Vor einem knappen Jahr wurde ich von der leitenden Schmerztherapeutin der Universitätsklinik Leipzig zu einem Kolloquium eingeladen. Ein norwegischer Spezialist sprach vor den Klinikdirektoren über seine Erfahrungen auf Palliativstationen und den Möglichkeiten zur Schmerztherapie. Während der Diskussion

fühlte sich nahezu jeder der Direktoren verpflichtet, etwas zu dem Thema zu sagen, von dem er eigentlich wenig verstand. Da gab es den Strahlenspezialisten, den Herzspezialisten, neben mir saß auch der Chirurg, der meine Frau acht Stunden lang operiert hatte. Und sie alle meinten, erklären zu müssen, die Schmerztherapie sollte in der jeweiligen Klinik integriert sein, inklusive der palliativen Behandlung. Ich fragte den neben mir sitzenden Professor (übrigens er hat auch Masur operiert), inwieweit er nach einer Lebertransplantation oder einer komplizierten Pankreas-Operation Kraft genug hat, sich seinem Patienten als Arzt zuzuwenden, zumal am nächsten Tag schon ein neuer Operationstermin feststünde mit all dem Stress, der nun mal zu einem solchen Beruf gehört. Einer, der wissenschaftlich forscht ist anders strukturiert als der, der einen Sterbenden begleiten muss. Und außerdem, eine begleitende Medizin kostet Geld, viel Geld. Die Sparmaßnahmen in den Krankenhäusern sind bekannt. Eine Stadt wie Leipzig hat etwa eine halbe Million Einwohner. Dieser Zahl stehen cirka 20 Palliativbetten zur Verfügung. Wer in ein Hospiz geht, muss innerhalb eines halben Jahres gestorben sein, sonst macht seine Krankenkasse nicht mehr mit. Und jetzt erzähle mir noch jemand etwas über würdevolles Sterben und humanes Verhalten. Wer die Zweiklassen-Medizin in unserer Spaßgesellschaft bestreitet, der hat recht, wenn er einräumt, dass wir nicht nur eine Zweiklassen- sondern eine Dreiklassen-Medizin haben. Die Holzbänke bei der Eisenbahn sind mir aus der Kindheit noch sehr gut in Erinnerung.

Wer aus dem Krankenhaus zum Sterben nach Haus entlassen wird, wird zumeist in die Hilflosigkeit und in den Schmerz entlassen. Um einiger Maßen erträglich leben zu können, benötigte meine Frau pro Tag etwa vierhundert Mark für Medikamente. Wir kannten zum Glück zahlreiche Ärzte, die im Wechsel die Rezepte schrieben, um ihr Budget erträglich zu belasten. Bei

Ruth Picardie lese ich in: Es wird mir fehlen, das Leben (Rowohlt 1999): »Ich habe das Gefühl die liebe lange Zeit gegen die staatliche Krankenversicherung anzukämpfen«.

»Uns fehlt nur eins, um so frei zu sein, wie die Vögel sind – nur Zeit«, schrieb Anfang des vorigen Jahrhunderts der Arbeiter-Dichter Walter Dehmel. In Anlehnung an diesen Vers könnten wir heute sagen: Uns fehlt nur eins, um so würdevoll sterben zu können, wie's gepredigt wird – nur Geld. In Büchners »Woyzeck« sagt der Hauptmann: »Er ist ein guter Mensch, – aber, Woyzeck, er hat keine Moral! Moral, das ist, wenn man moralisch ist, versteht er.« Und Woyzeck antwortet: »Sehn sie, Herr Hauptmann: Geld, Geld! Wer kein Geld hat – Da setz einmal eines seinesgleichen auf die Moral in der Welt – wenn ich ein Herr wär und hätt ein Hut und eine Uhr und eine Anglaise und könnt vornehm reden, ich wollte schon tugendhaft sein.«

Es heißt, im Tod sind alle gleich, das eben scheint mir nicht der Fall.

Noch etwas zum Suizid. Einige sagen Freitod, andere Selbstmord, dritte Selbsttötung. Nietzsche sagt: »Selbstmord ist die Unfähigkeit, die nächste Sekunde zu überleben.« Das scheint mir treffend. So wie es einen Herzinfarkt gibt, gibt es einen Infarkt der Seele. Wir wissen nicht, was sich wirklich in einem Menschen abspielt, der sich zu einem solchen Schritt entschließt. Vielleicht ist die Formulierung »sich zu einem solchen Schritt entschließen« auch völlig falsch, wer es tut, ist wahrscheinlich gar nicht mehr in der Lage, sich dazu zu entschließen. Ich spreche nicht von denen, die Hilferufe aussenden, den Partner erpressen wollen oder ähnliche Beweggründe für ihr Tun haben.

»Der Gedanke an den Selbstmord ist ein starkes Trostmittel: Mit ihm kommt man gut über manche Nacht hinweg«. So Nietzsche in »Jenseits von Gut und Böse«. Hier klingt die Ironie an, aber anders

kann man mit solchen Selbstmordspielereien auch nicht umgehen, bei aller ernsten Gefahr, die solche Inszenierung in sich bergen. Nach dem »geglückten« Suizid meiner Tochter Yana (ich setze glücklich in Anführungszeichen), hörte ich von Bekannten und Verwandten Sätze, die wenig Verständnis für ein solches Tun zeigten:

»Sie hat doch eigentlich alles gehabt. Der Mann hat gut verdient. Sie selbst war als Ärztin angestellt.« Oder so: »Wie kann eine Mutter den elfjährigen Sohn zurücklassen?« Oder einfach: »Das macht man nicht«. Als mein Schwiegersohn auf den Grabstein die Worte setzen wollte: »Kein Trost nirgends«, lehnte der Kirchenvorstand diese Zeile ab. Für einen christlichen Friedhof sei eine solche Formulierung unzulässig. Bei Gott gäbe es immer Trost. Ich bat den mir freundschaftlich zugetanen Theologen Friedrich Schorlemmer um einen Vermittlerdienst. Auch er hatte keinen Erfolg. Nun gut, der Satz steht jetzt versteckt zwischen zwei Stelen, nur für den Wissenden lesbar.

Immer noch gibt es den Streit um die Frage: Dürfen wir uns selbst töten, oder dürfen wir es nicht. Ich will meine Tochter antworten lassen. Sie hat Zeilen hinterlassen ohne jedes Datum. Ich zitiere:

»Laßt mich gehen, ich schaffe es nicht, so zu sein wie ihr. Ich habe meine Notwendigkeit nicht gesehen. Es war schön, die Kirschblüten zu riechen, durch Wiesen zu laufen, ich liebe die Kastanienbäume, wenn sie blühen, wenn ihre Früchte eingegelt auf den Boden fallen und doch bin ich so sinnlos wie die Blume einer wilden Kamille. Wäre ich nicht gewesen, es würde niemand nach mir fragen ...«

Dem habe ich nichts hinzuzusetzen. Was denn auch?

2004

Werner Heiduczek

Plöttner Verlag
| | | | | | | |

Jeder ist sich selbst der Fernste



Essays

144 Seiten
gebunden

ISBN: 978-3-86211-003-2

16,90 Euro

Oktober 2010

Ausgangspunkt für Werner Heiduczeks bisher unveröffentlichte Abhandlungen über Gesellschaft und Moral bilden die Philosophie und Ideen Nietzsches. Die in diesem Band versammelten Essays sind Gedankenspiele in der deutsch-deutschen Gegenwart, persönlich-berührend und weise-vorausschauend.

Werner Heiduczek ist ein feiner Beobachter seiner Umwelt, ein Chronist der Gegenwart, die er in ihrem Entstehen begreift.

»Als die Weimarer Republik starb, war ich ein Kind. Als das Tausendjährige Reich starb, war ich ein Jüngling. Als der Sozialismus starb, war ich ein Mann. Und wenn das nun Kommende stirbt, werde ich schon nicht mehr sein ...«

Werner Heiduczek

»Immer schimmert das melancholische Lächeln des Erzählers und Heiduczeks selbst durch diese, und mir fällt keine andere Beschreibung ein, absolut ehrliche und wahre Prosa hindurch«

Clemens Meyer zum 80. Geburtstag von Werner Heiduczek in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Leseprobe

Der Mensch kann Vokabeln lernen, mathematische Formeln, Tanzschritte und theatralische Gesten. Erfahrungen kann er nicht lernen, er muss sie durchleben.

Merkwürdig, sehe ich mir unsere westliche Welt an, fällt mir immer das sterbende Rom ein. Übrigens, die Börse hat bereits wieder bei ihren Indizes den Stand erreicht, zum Teil überschritten, den sie vor dem 11. September hatte.

Werner Heiduczek

wirkte bis 1852 als Lehrer, Schulinspektor und schließlich Kreisschulrat in Merseburg. Ab 1953 absolvierte er in Potsdam ein Aufbaustudium in Pädagogik und war anschließend bis 1961 erneut im Schuldienst tätig. Von 1961 bis 1964 wirkte er als Deutschlehrer am Goethe Gymnasium im bulgarischen Burgas. Ab 1965 war er als freier Schriftsteller in Halle/Saale ansässig; heute lebt er in Leipzig. 1995 erhielt er den Eichendorff-Literaturpreis der Stadt Wangen im Allgäu sowie 1999 das Bundesverdienstkreuz.



Foto: Traudel Thalheim

Verlagskontakt: Plöttner Verlag GmbH & Co.KG, Sabine Seehawer, Marbachstraße 2, 04155 Leipzig

Telefon: 0049/341 561 08 72, E-Mail: presse@ploettner-verlag.de, Fax: 0049/341 590 38 59

Plöttner Verlag

